

## 2. Theoretische Grundlagen

Im Zentrum der vorliegenden Studie stehen, wie bereits in der Einleitung dargestellt, die Begriffe ‚geistige Behinderung‘, ‚Teilhabe‘ und ‚Freizeit‘, welche in diesem Kapitel näher betrachtet und vorgestellt werden sollen. Ziel ist es, ein grundlegendes Verständnis des hier behandelten Untersuchungsgegenstands zu schaffen und aus jeder der dargelegten Begriffsbestimmungen eine tragfähige Arbeitsdefinition abzuleiten, welche der Studie selbst zugrunde gelegt werden kann. In Kapitel 2.1 wird sich an erster Stelle dem Begriff ‚geistige Behinderung‘ gewidmet, bevor das Augenmerk hieran anknüpfend (Kapitel 2.2) auf den Teilhabebegriff verlagert wird. Abgeschlossen wird die theoretische Hinführung mit einer Auseinandersetzung mit dem Freizeitbegriff (Kapitel 2.3). Das Kapitel schließt mit der auf den theoretischen Grundlagen aufbauenden Herleitung der Forschungsfrage (Kapitel 2.4). Diese wird dann im folgenden Kapitel 3 weiter ausdifferenziert, um ihre so entstehenden Unterfragestellungen empirisch operationalisierbar zu machen.

### 2.1 Geistige Behinderung

Die Diskussion zum Begriff der geistigen Behinderung wird in der Sonder- und Heilpädagogik bzw. den Disability Studies schon seit längerer Zeit geführt, sodass die Fülle der seither entstandenen Definitionsansätze hier nicht dargestellt werden kann. Grundsätzlich kann jedoch festgehalten werden, dass die Bezeichnung Ende der 1950er Jahre Einzug in die fachliche Debatte gehalten hat und mit einer Verabschiedung von Begriffen wie „Schwachsinn, Blödsinn, Idiotie oder Oligophrenie“ (Theunissen 2011, S. 11) verbunden war (auch Speck 2007, S. 148; Wüllenweber et al. 2006, S. 116; Mühl 2006, S. 128 ; Haeblerlin 2005, S. 67ff). Seither stellt sie, im Anschluss an Biewer (2010, S. 42), eine von insgesamt neun Unterkategorien des Überbaus ‚Behinderung‘ dar.

Ungeachtet des ursprünglichen Ziels der ‚positiven Umbenennung‘ des Phänomens geriet auch die Klassifizierung ‚geistige Behinderung‘ im Laufe der Zeit stärker in den Fokus kritischer Auseinandersetzungen. Vor diesem Hintergrund lassen sich immer wieder Versuche oder Hinweise auf eine begriffliche Neufassung ausfindig machen (etwa „Menschen mit besonderem

Unterstützungsbedarf“ (Kulig et al. 2006, S. 117) oder „Menschen mit Lernschwierigkeiten“ (ebd.)), die die ursprüngliche Problematik jedoch unberührt lassen: die Problematik einer „medizinisch-naturwissenschaftlichen Definitionshoheit über körperliche Differenz“ (Raab 2012, S. 69), die Behinderung im Allgemeinen sowie geistige Behinderung im Besonderen als Abweichung von einer etablierten Normvorstellung und somit als krankheitsähnlichen, (tendenziell) unerwünschten Zustand verortet (Dederich 2012, S. 31; 2003, S. 11; Köbsell 2010, S. 18; Trescher und Börner 2014; Trescher und Klocke 2014). So konstatiert auch Speck: „Das Hauptproblem liegt offensichtlich nicht in der Bezeichnung, sondern in deren gesellschaftlich geläufiger Konnotation des gemeinten Inhalts“ (Speck 2013, S. 148).

Mit der im Jahr 2001 erstmals verabschiedeten Version des International Classification of Functioning, Disability and Health (ICF) wurde der Versuch unternommen, Behinderung international vergleichbar zu klassifizieren und dabei der Anspruch erhoben, sich zeitgleich von einem defizitären Blick zu lösen, der mit der rein medizinisch orientierten Sichtweise auf Behinderung verbunden ist (Trescher und Klocke 2014; Trescher 2013a; Biewer 2010, S. 63; Fischer 2008).<sup>4</sup> Dabei geht das Klassifikationssystem ICF nicht mehr nur von körperlicher Dysfunktionalität aus, sondern erweitert den Blick auch auf den Aspekt der Teilhabe<sup>5</sup> an allgemein-gesellschaftlichen Lebenspraxen. Somit treten neben der individuellen Behinderung auch ‚gesellschaftliche‘ Faktoren in den Mittelpunkt, die die Individuen (weiterführend) ‚behindern‘. Dies wiederum führt dazu, dass selbst innerhalb einer Gesellschaft nicht immer klar gesagt werden kann, was eine Behinderung ist und noch viel weniger, was wann als Behinderung zählt (Kastl 2010, S. 37f; Davis 2010b, S. 301). Der Behinderungsbegriff ist insofern kulturell und historisch variabel, da das, was in einem Land zu einer bestimmten Zeit als behindert betrachtet wird, nicht auch in einem anderen auf diese Weise aufgefasst werden muss. Es kann also gesagt werden, dass durch die Einführung des ICF die vermeintliche Messung dessen, was behindert genannt wird, multifaktoriell weiter aufgebrochen wird, was Behinderung als solches noch diffuser erscheinen lässt (Harding 1991, S. 37; Trescher 2013a).

Wie die vorangegangenen Ausführungen bereits verdeutlicht haben, handelt es sich bei einer (geistigen) Behinderung nicht um einen naturgegebenen Zustand. Vielmehr handelt es sich um eine gesellschaftlich hervorgebrachte (und damit variable) Kategorie. Es handelt sich um ein Label,

---

4 Dass Anspruch und faktische Umsetzung hier jedoch auseinandergehen, wurde bereits an anderer Stelle (Trescher (2013a)) deutlich gemacht.

5 Auf den für die folgenden Ausführungen geltenden Teilhabebegriff wird im nachfolgenden Kapitel explizit eingegangen.

welches unter (un)bestimmten Umständen auf einzelne Menschen übertragen wird und diese in ein spezielles System einleitet, welches gemäß des gesellschaftlich vorherrschenden Bildes von geistiger Behinderung arbeitet. Sie treten ein in eine „Parallelgesellschaft“ (Dalferth 2006), welche im Laufe des 19. Jahrhunderts errichtet und eigens auf ihr vermeintliches Schutzbedürfnis sowie ihren vermeintlichen Hilfebedarf ausgerichtet wurde (Mürner und Sierck 2012, S. 19ff; Bundschuh 2010, S. 21ff; Hoffmann 2007, S. 101ff; Dörner 2006, S. 26f). Untergebracht in „totalen Institutionen“ (Goffman 1973a) waren die Lebensverhältnisse von Menschen mit geistiger Behinderung durch Fremdbestimmung, „Verwahrung und Bewahrung, Segregierung und Diskriminierung“ (Bürli 2003, S. 130) gekennzeichnet. Auch zum heutigen Tage ist das Leben vieler Menschen mit geistiger Behinderung noch immer durch starke Institutionalisierung gekennzeichnet. Direkt damit verbunden sind nach wie vor Aspekte der Überwachung, Regulierung, Fremdbestimmung und Exklusion, die sich auf alle Lebensbereiche hin ausweiten und auswirken (Thimm 2006, S. 118). So sind viele Menschen mit geistiger Behinderung noch immer in speziellen Wohnheimen untergebracht oder leben noch bis ins hohe Alter im Haushalt der Eltern (Schirbort 2013, S. 412; Seifert 2006, S. 377f). Oftmals arbeiten sie im Rahmen geschützter Werkstätten und verbringen ihre Freizeit in exklusiven Freizeitangeboten der ‚Behindertenhilfe‘ (BAG 2014; Cloerkes 2000; Markowetz 2000b). Die dortigen Lebensverhältnisse stehen, trotz positiver Entwicklungstendenzen (Einführung praxisrelevanter Konzepte (persönliches Budget, unterstützte Beschäftigung usw.)) sowie der voranschreitenden ‚Deinstitutionalisierung‘, den gegenwärtigen Leitkonzepten, wie Inklusion und Empowerment, diametral gegenüber. Insofern geht die Klassifizierung ‚geistige Behinderung‘ mit weitreichenden Auswirkungen auf die Lebensführung und die Persönlichkeitsentwicklung des klassifizierten Personenkreises einher (Rösner 2014, S. 85; Trescher und Börner 2014; Trescher und Klocke 2014). In Anbetracht dessen finden sich in der jüngeren Zeit vermehrt Versuche, den Behinderungsbegriff an sich nicht bloß einer euphemistischen Umformulierung zu unterziehen, sondern diesen von Grund auf und im Rahmen einer disziplinübergreifenden, sozialkonstruktivistischen Auseinandersetzung neu zu bestimmen. In diesem Kontext finden sich neben verschiedenen Behinderungsbegriffen aus den Disability Studies, die Behinderung im Allgemeinen sowie geistige Behinderung im Besonderen als einen Effekt von Ausschluss sehen (Dederich 2013a; 2013b; 2012; 2004; 2003; Davis 2010a; 2010b; 1995; Mitchel und Snyder 2010; 2001; Waldschmidt 2010; 2009; 2008; 2007; 2003; Priestley 2001; Trescher und Klocke 2014), auch radikale Dekonstruktionsversuche des Behinderungsbegriffs. Diese zielen vor allem darauf, „innerhalb der symbolischen Ordnung und damit an den realen Macht-

verhältnissen in der Gesellschaft Veränderungen zu erzeugen, welche für Menschen mit Behinderungen neue Ausdrucks- und Lebensmöglichkeiten eröffnen. Sie wollen eine Entnaturalisierung des Denkens betreiben, mittels dessen Behinderung als eine natürliche Kategorie angesehen wird, die eine abnorme Natureigenschaft von Körpern bezeichnet. Sie möchten den Horizont möglicher Identitäten für Menschen mit Behinderungen erweitern und den Spielraum für die Erprobung alternativer Lebensformen öffnen“ (Rösner 2014, S. 141). Anzuführen wären hier etwa die Darlegungen von Ian Hacking (1999, S. 163ff), der in seinen kritischen Ausführungen zur Auseinandersetzung mit ‚sozialen Konstruktionen‘ auf die Konstruiertheit des Behinderungsbegriffs hinweist und diesen als eine ‚interaktive Kategorie‘ beschreibt (ebd.; Shakespeare 2010). Die Besonderheit jener Klassifikationen ist Hacking zufolge darin zu sehen, dass sie, „sobald sie den Personen oder ihren Mitmenschen bekannt sind und in [...] Institutionen zum Einsatz gebracht werden, die Art der Selbsterfahrung der einzelnen verändern und Personen sogar dazu bewegen [...], ihre Gefühle und ihr Verhalten zum Teil aufgrund dieser Klassifikation zu entwickeln“ (Hacking 1999, S. 164f). Das heißt in der Konsequenz, dass ein Mensch erst durch den Erhalt des Labels ‚geistige Behinderung‘ zu einem Menschen mit geistiger Behinderung wird. Er ist das Produkt machtvoller Diskurse und die Kategorie ‚geistige Behinderung‘ wird „zum Fixpunkt der Identitätsentwicklung“ (Trescher und Börner 2014; auch Trescher und Klocke 2014). Ähnlich argumentiert auch Feuser, indem er durchaus provokant formuliert: „Geistigbehinderte gibt es nicht!“ (Feuser 1996), und damit kritischen Bezug auf gesellschaftliche Normvorstellungen und die Wahrnehmung eines jeden nimmt.

Bei alledem gilt zu bedenken, dass die Menschen, die als geistig behindert gelten, durchaus auf lebenspraktischen Unterstützungsbedarf angewiesen sein können. So machen auch zum Beispiel auch Gaedt (2003, S. 77) und (Rösner 2014, S. 10) auf die Gefahr einer positiven Begriffsverklärung aufmerksam. Dieser Hilfebedarf soll hier keinesfalls relativiert werden. Ursprünglich problematisch ist allerdings, dass dieser als Erbe der historischen Entwicklungslinie bzw. des historischen Umgangs mit jenem Phänomen pauschal als vordiskursives Faktum einer geistigen Behinderung wahrgenommen wird (Davis 2010b, S. 4f). Dies geht wiederum unweigerlich mit einer Gefährdung der Entwicklungschancen des klassifizierten Subjekts einher, da sich diese nur innerhalb der gesetzten (behinderten) Grenzen entfalten können (Rösner 2014, S. 141). Wie diese ausgestaltet oder ob sie überhaupt als solche gegeben sind, ist, wie bereits dargelegt, soziokulturell-historisch variabel und abhängig von den jeweils (je aktuell) vorherrschenden Normen und Werten einer Gesellschaft bzw. eines Diskurszusammenhangs. Vor diesem Hintergrund

ist (geistige) Behinderung mehr als eine „gesellschaftliche und weniger als eine individuelle Angelegenheit“ (Priestley 2003, S. 26) zu betrachten.

In Anbetracht der vorangegangenen Ausführungen wird ‚geistige Behinderung‘ innerhalb der vorliegenden Studie nicht als natürlich-beständiger Tatbestand, sondern im Anschluss an die VertreterInnen der Disability Studies als Produkt sozialer Zuschreibungsprozesse und „kulturelles und gesellschaftliches Differenzierungsmerkmal“ (Waldschmidt 2009, S. 130) betrachtet. Damit wird sich explizit von jenen Definitionen von geistiger Behinderung distanziert, die diese als Phänomen betrachten, das „Menschen kennzeichnen [soll], die auf Grund komplexer Dysfunktionen der hirneuralen Systeme erhebliche Schwierigkeiten haben, ihr Leben selbständig zu führen, und deshalb lebenslanger besonderer Hilfe, Förderung und Begleitung bedürfen“ (Speck 2013, S. 147). Klar ist dabei, dass diese Studie, indem sie sich mit dem Feld geistige Behinderung beschäftigt und mit der gesellschaftlich geläufigen Kategorie arbeitet, trotz der kritischen Positionierung und Reflexion, (zunächst) dazu beiträgt, ebendiese zu reproduzieren und zu manifestieren (Rösner 2014, S. 136). Dies erscheint mit Blick auf die angestrebte Zielsetzung der Studie jedoch zwangsläufig, insbesondere vor dem Hintergrund, dass ein möglicher Wandel der gegenwärtigen Verhältnisse sich nur im Rahmen der konkreten Lebenspraxis vollziehen kann.

## **2.2 Teilhabe**

Wie im vorangegangenen dargestellt wurde, ist die Lebenssituation von Menschen mit geistiger Behinderung auch heute noch oftmals durch einen hohen Grad der Institutionalisierung gekennzeichnet, welcher zum Teil bereits im frühkindlichen Alter einsetzt und sich von dort aus, im Sinne einer „Institutionskarriere“ (Theunissen 2002, S. 167) über die gesamte Lebenszeit erstrecken kann. Ebenfalls herausgestellt wurde, dass die Sonderpädagogik sowie auch die Disability Studies als Bezugsdisziplinen versuchen, Institutionalisierungsprozesse in Theorie und Praxis abzubauen, was sich unter anderem in der Forderung nach gesellschaftlicher Teilhabe und Selbstbestimmung manifestiert und in der Konzeption des neunten Sozialgesetzbuchs (SGB IX – Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen) und der Ratifizierung der „UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen“ sowohl rechtlichen als auch politischen Nachdruck findet.

Ziel des nun folgenden Kapitels soll es sein, den Terminus ‚Teilhabe‘ genauer zu betrachten und im Zuge dessen herauszuarbeiten, worin die Forderung nach gesellschaftlicher Teilhabe (von Menschen mit geistiger Behinderung) konkret besteht und welche Faktoren hieran gebunden sind. Hierfür erscheint es zunächst erforderlich, kurz auf das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft einzugehen.

### *Das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft<sup>6</sup>*

„Wir gehorchen Gesetzen, gehen zur Wahl, heiraten, besuchen Schulen und Universitäten, haben einen Beruf und sind Mitglied einer Kirche; wir sorgen für unsere Kinder, ziehen den Hut vor unseren Vorgesetzten, geben Älteren den Vortritt, sprechen mit verschiedenen Menschen in verschiedenen Zungen, fühlen uns hier zugehörig und dort fremd. Keinen Schritt können wir gehen, keinen Satz sprechen, ohne daß zwischen uns und die Welt ein Drittes tritt, das uns an die Welt bindet und diese beiden so konkreten Abstraktionen vermittelt: die Gesellschaft“ (Dahrendorf 2010, S. 21). Wie anhand der Ausführungen Ralf Dahrendorfs deutlich wird, ist der Einfluss ‚der Gesellschaft‘ auf das alltägliche Leben ihrer Mitglieder von grundlegendster Bedeutung. Bei dem Versuch einer näheren Begriffsbestimmung wird jedoch deutlich, dass es wesentlich leichter ist, *über* ‚die Gesellschaft‘ zu sprechen, als eine allgemeingültige Bestimmung dessen vorzunehmen, *was* sie ist (Ritsert 2000, S. 7 ff; Schäfers 2010, S. 89ff; Hillmann 2007, S. 289). So hält Niklas Luhmann fest: „**Gesellschaft**, [...] das jeweils umfassendste System menschlichen Zusammenlebens. Über weitere einschränkende Merkmale besteht kein Einverständnis“ (Luhmann 2007, S. 233f). Somit ist es wenig verwunderlich, dass jener Terminus „zu einem zentralen, sehr komplexen und zunehmend umstrittenen Grundbegriff der Soziologie geworden“ (Hillmann 2007, S. 289) ist.

Ungeachtet der genannten Definitionsschwierigkeiten liefert der Ansatz Luhmanns bereits einen entscheidenden Anhaltspunkt: Es handelt sich um ein „System menschlichen Zusammenlebens“, das heißt um einen Zusammenschluss mehrerer Individuen zu einem Kollektiv, welches nach/ mit einer bestimmten Ordnung zusammenlebt. Diese manifestiert sich dabei in der Etablierung und Aufrechterhaltung einer Organisation, welche „die Entstehung einer ‚geordneten‘ (strukturierten) Assoziation von Komponenten [meint], die ihre spezifische Ausprägung (Identität) wenigstens in einem Zeitabschnitt durchhält“ (Ritsert 2000, S. 24). Das heißt nicht nur findet sich ein Kollektiv an (im vorliegenden Fall) Menschen zusammen, sondern innerhalb dieses Kollektivs bildet

---

6 Es sei betont, dass eine umfassende Erörterung des Gesellschaftsbegriffs an dieser Stelle nicht gewährleistet werden kann. Für eine detaillierte Auseinandersetzung und eine damit einhergehende Zusammenstellung verschiedener Überblickswerke siehe Ritsert ((2000)).

sich eine (wie auch immer geartete) Ordnung/ Organisation spezifischer Ausprägung heraus, welche „ganz formal Einschränkungen von Möglichkeiten im Ereignisraum“ (ebd., S. 25) vornimmt, um so ein Leben in Gemeinschaft (oder je nach eingenommenen Standpunkt auch ein grundsätzliches Überleben des Einzelnen) zu ermöglichen. Eine Gesellschaft stellt insofern auch eine „Vereinigung zur Befriedigung und Sicherstellung gemeinsamer Bedürfnisse“ (Schäfers 2010, S. 89) dar. In ihr ist es leichter möglich, Problemlösestrategien zu entwickeln und anzuwenden, um auf diese Weise das eigene (und damit das kollektive) Leben zu sichern (Ritsert 2000, S. 27). Auf diese Weise kann sie ebenfalls auch als Zweckgemeinschaft zur Erreichung „bestimmter Ziele und Zwecke“ (ebd., S. 30) dienen. Um beides zu gewährleisten, ist die Aufrechterhaltung der geschaffenen Struktur/ Organisation essentiell. Diese findet etwa in der Schaffung/ Zuweisung/ Übernahme/ Erfüllung bestimmter Funktionen/ Rollen ihren Ausdruck: Das einzelne Individuum, als Teil des Kollektivs, wird zum „Träger sozial vorgeformter Rollen“ (Dahrendorf 2010, S. 23), welche ihm einen Platz und eine Aufgabe innerhalb des Kontinuums zuweisen und eben hierin zum ‚Dreh- und Angelpunkt‘ der Identitätsentwicklung werden (zum Beispiel die Annahme einer Geschlechtsidentität, die Rolle des Schülers, Übernahme einer Arbeitstätigkeit, Rolle des Vaters/ der Mutter usw.): „Der Einzelne *ist* seine sozialen Rollen, aber diese Rollen *sind* ihrerseits die ärgerliche Tatsache der Gesellschaft“ (ebd.). In Anbetracht dessen kann davon ausgegangen werden, dass erst durch die Zugehörigkeit zu einem Kollektiv die Herausbildung einer Identität stattfinden kann – durch ein gleichzeitiges Zusammenspiel von Bezugnahme aufeinander und Abgrenzung voneinander. So konstatiert Hartmut Rosa: „Die kulturelle Gemeinschaft bildet [...] eine Art *Matrix*, welche die für die Selbstbestimmung und damit für die Bedürfnisbefriedigung maßgebenden Kategorien oder ›Parameter‹ und die (narrativen) Deutungsmuster bereitstellt. Die Gemeinschaft generiert somit Hinsichten, nach denen sich Individuen bestimmen und definieren und damit diejenigen Fragen, auf die es für die Beantwortung der Identitätsfrage ankommt“ (Rosa 1998, S. 184). Rosa hebt in diesem Zusammenhang besonders die Rolle der gesellschaftlichen Anerkennung im Prozess der Identitätsbildung, als wesentlichen Faktor der Selbstwertschätzung, hervor (ebd.).

### *Die Differenz zwischen ‚Teilnahme‘ und ‚Teilhabe‘*

Grundsätzlich lässt sich sagen, dass die Fragen nach dem Prozess der Sozialisation und dem Einfluss ‚der Gesellschaft‘ auf die menschliche Persönlichkeitsentwicklung bis heute von äußerster Relevanz sind und in einer Vielzahl von unterschiedlichen Theorien erörtert wurden und noch immer

werden.<sup>7</sup> Essentiell ist für den vorliegenden Kontext primär, dass sich Individuum und Gesellschaft in einem reziproken Abhängigkeitsverhältnis befinden, das heißt das Individuum in seiner gestalterischen Tätigkeit ebenso von existentieller Bedeutung für die Gesellschaft ist, wie diese für das einzelne Individuum. Dabei ist das Individuum prinzipiell als aktiver Bestandteil des gesellschaftlichen Ganzen zu denken, das heißt es gehört nicht nur (qua Geburt) zum Kollektiv selbst, sondern nimmt an den sich innerhalb der Gesellschaft herausgebildeten Praktiken und Lebensprozessen teil, innerhalb derer es sich wiederum selbst herausbildet und weiterentwickelt. Insofern ist zwischen einem bloßen ‚Bestandteil sein‘ und einem faktischen ‚Teilhabe‘ bzw. ‚Eingebunden sein‘ in die „Lebenswelt“ (Habermas 1981, S. 188) zu differenzieren.

Diese Unterscheidung gewinnt gerade im Hinblick auf die Lebenssituation von Menschen mit geistiger Behinderung an Relevanz, wird hier doch ersichtlich, dass die Teilhabe an gesellschaftlichen Lebensprozessen und damit das hieran geknüpfte Entwicklungspotenzial nicht jedem Menschen zwangsläufig durch seine Geburt in ein Gesellschaftssystem zuteilwerden. Vielmehr kann einigen Menschen, auf Grundlage bestimmter Faktoren/Eigenschaften (hier der Diagnose ‚geistige Behinderung‘), dieser Zugang (passiv) versperrt bleiben und/ oder (aktiv) verwehrt werden. Ein Individuum kann damit einerseits als Bestandteil von Gesellschaft gelten, andererseits jedoch von den sich dort vollziehenden Prozessen ausgeschlossen sein. Eben jene aktive, gestalterische Mitwirkung an der gesellschaftlichen Lebenswelt ist es, die den Kern des ‚Teilhabebegriffs‘ ausmacht und ihn von dem der ‚Teilnahme‘ abhebt. Eine Teilhabe erfordert einen uneingeschränkten Zugang zu allen politischen, rechtlichen, sozialen sowie kulturellen Sphären gesellschaftlichen Daseins. Ein solcher ist im Falle der Lebenssituation von Menschen mit geistiger Behinderung jedoch zumeist nicht gegeben, sodass eine Teilhabe hier vornehmlich auf eine Teilhabe am behinderungsspezifischen Sondersystem der Behindertenhilfe beschränkt bleibt. Für Menschen mit geistiger Behinderung kann somit nicht von einer allgemeinen, bedingungslosen Teilhabe an gesellschaftlichen Praxen ausgegangen werden, obwohl theoretisch (und rechtlich) dazu Anlass bestünde, Teilhabe als Selbstverständlichkeit anzunehmen. Um die Kluft zwischen theoretischem Anspruch und faktischer Umsetzung zu überwinden und Menschen mit geistiger Behinderung die Teilhabe an allgemeinen gesellschaftlichen Lebenspraxen zu eröffnen, ist es notwendig, bestehende Teilhabebarrrieren abzubauen bzw. diesen entgegenzuwirken. Diese Barrieren wiederum sind multifaktoriellen Ursprungs und manifestieren sich sowohl auf der Ebene des Subjekts (zum Beispiel

---

7 Einen breiteren Überblick bietet zum Beispiel Hurrelmann ((2002)).



Assistenzbedarf, latente Ängste oder Vorurteile) als auch auf gesamtgesellschaftlicher Ebene (zum Beispiel Barrierefreiheit, Gewährleistung des individuellen Assistenzbedarfs, Ressentiments). Hierauf wird im Verlauf der Studie zurückzukommen sein.

## **2.3 Freizeit**

Nachdem nun das für die vorliegende Studie geltende Verständnis der Begriffe ‚geistige Behinderung‘ und ‚Teilhabe‘ dargelegt wurde, wird im nachfolgenden Kapitel der Begriff der ‚Freizeit‘ erörtert. Hierfür soll zunächst eine eher allgemeine Begriffsbestimmung (Kapitel 2.3.1) vorangestellt werden, bevor im Anschluss daran ‚Freizeit bei geistiger Behinderung‘ (Kapitel 2.3.2) näher betrachtet wird.

### *2.3.1 Annäherung an den Freizeitbegriff*

„Die umgangssprachliche Verwendung des Freizeit-Begriffes zeigt zwar an, dass damit ein Zeitraum gemeint ist, der in irgendeiner Weise frei ist, präzisiert aber nicht, wovon dieser Zeitraum frei ist (z.B. frei von Arbeit, Schlaf oder Zwang). Hinzukommen muss noch eine Bewertung bzw. Sinngebung dieses Zeitraums, denn sonst wäre der Begriff Freizeit mit dem Begriff freie Zeit gleichzusetzen“ (Prahl 1977, S. 16).

In diesem Sinne beschreibt Prahl Freizeit als eine Restkategorie der Zeitverwendung, welche von je individueller Sinnzuschreibung abhängig ist. Damit geht aber auch eine begriffliche Unbestimmtheit einher und eine Vielzahl von Freizeitbegriffen, was unter anderem zur Folge hat, dass im (nicht nur) sozialwissenschaftlichen Diskurs eine gewisse Bedeutungspluralität des Freizeitbegriffs zu finden ist. Im Folgenden sollen einige dieser Definitionen aufgezeigt, verdeutlicht und voneinander abgegrenzt werden. Die geläufigsten Abgrenzungsversuche orientieren sich an sogenannten negativen und positiven Freizeitdefinitionen. Negative Freizeitdefinitionen erläutern den Begriff der Freizeit in Bezug zum Arbeitsbegriff (welcher seinerseits definitionsbedürftig ist (Voß 2010)), während die sogenannten positiven Ansätze dies anhand ihrer inhaltlichen Kategorien zu verdeutlichen suchen (Dewe und Adam 2010, S. 117f).

### *Negative Freizeit*

In vielen negativen bzw. formalen Definitionen wird Freizeit als Gegenstück zu Arbeit verstanden.<sup>8</sup> Freizeit wird zur ‚Restzeit‘ des individuellen Zeitbudgets, welches von der Arbeitszeit dominiert wird. Dadurch definiert sich Freizeit durch das, was sie nicht ist, nämlich „Nicht-Freizeit, sie bezeichnet den Raum, der frei ist **von** Zwängen, Verpflichtungen oder Bedürfnissen (z.B. frei von Arbeit und Schlaf). [...] Freizeit wird als Restkategorie des jeweiligen Zeitbudgets begriffen, so vereinfacht sich die Verwendung dieses Begriffs, weil die übrigen Elemente des Zeitbudgets einigermaßen deutlich bestimmt werden können“ (Prahl 1977, S. 18). Diese synonyme Verwendung von freier Zeit und Freizeit wird jedoch sowohl von Prahl als auch von Opaschowski (2008) kritisiert. So führt Ersterer aus: „Freie Zeit umfasst den ganzen Zeitraum, der übrigbleibt, wenn von der gesamten verfügbaren Zeit alle Verpflichtungen und Notwendigkeiten abgezogen werden; die Freizeit dagegen meint den Zeitraum der freien Zeit, in der auch die subjektiv als Zwang oder Verpflichtung erlebten Anforderungen fehlen. [...] Die freie Zeit bildet den eigentlichen Gegensatz zur Arbeitszeit“ (Prahl 1977, S. 18f). Opaschowski ergänzt sinnentsprechend die zeitlichen Bereiche Freizeit und Arbeit um die Obligationszeit, welche die Zeit beschreibt, die jenseits von Arbeit für alltägliche Verpflichtungen und Verbindlichkeiten verwandt wird (Opaschowski 2008, S. 34). Damit wird Freizeit zu einer subjektiven Sinnzuschreibung, denn nicht jede obligatorische Tätigkeit wird von allen Individuen außerhalb von Freizeit verstanden (zum Beispiel: ‚Shoppen‘ oder Heimwerken mit Augenmerk auf die Verschönerung

---

8 Ferchhoff und Dewe benennen verschiedene Konzepte bezüglich des Verhältnisses von Freizeit zu Arbeit: Im Sinne des Ventilkonzepts werden in der Freizeit ‚überschüssige‘ Energien abgebaut, die in der Arbeit keine Verwendung finden. Das Rekonstruktionskonzept hingegen geht davon aus, dass Freizeit der Erholung von der Arbeit dient. Das Katharsiskonzept richtet sein Augenmerk auf den Abbau von unterdrückten Emotionen und Spannungen in der Freizeit. In eine ähnliche Richtung weist das Kompensationskonzept. Die in der Arbeit zugemuteten Mangelsituationen, Belastungen und Frustrationen werden in der Freizeit durch Ablenkung, Zerstreuung und Konsum kompensiert. Den Konsum betrachtet das Konsumkonzept intensiver. Die durch die Arbeit erworbenen materiellen Güter können in der Freizeit verbraucht und verschlissen werden. Das Kontrastkonzept beschäftigt sich mit der Differenz zwischen dem Freizeit- und dem Arbeitsverhalten. Dem widerspricht das Kongruenzkonzept, welches Arbeit und Freizeit als kaum voneinander verschieden beschreibt. In einer Fortführung dieser Sichtweise bestimmt das Generalisierungskonzept Freizeit als den Lebensbereich, in dem das während der Arbeit erworbene Verhalten angewendet wird. Das Identitätskonzept betrachtet die Freizeit wiederum im Zusammenhang mit der Identität. Diesem Konzept zufolge handelt das Individuum in der Freizeit spiegelbildlich zu den Handlungen im Berufskontext (Ferchhoff und Dewe (1994, S. 429f)).

Inklusion

Zur Dekonstruktion von Diskursteilhabebbarrieren im  
Kontext von Freizeit und Behinderung

Trescher, H.

2015, X, 340 S. 56 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-09587-1